

Es gehört zum guten Ton bei einer Laudatio, wenn irgend möglich einen konkreten Zusammenhang oder doch wenigstens eine geistige Nähe zwischen dem Namenspatron der Auszeichnung und dem Preisträger herzustellen. Das mag bei den beiden vorherigen Trägerinnen der mit Hertha Koenigs gutem Namen verbundenen Auszeichnung, Irina Korschunow und Ulla Hahn, plausibler gewesen sein als bei Jenny Erpenbeck, deren Ton ein so ganz anderer ist und die sich zwar in ihren Büchern immer wieder mit weiblichen Protagonisten auseinandergesetzt hat, aber doch auf eine ganz andere Art und Weise und mit einem ganz anderen Ziel als Hertha Koenig. Bitte sehen Sie mir also nach, dass ich hier nicht den Versuch unternehme, künstlich zu vergleichen, was nicht zu vergleichen ist.

Aber es gibt eine Verbindung, die meines Erachtens nicht weniger wiegt als künstlerisch-literarische Gleichgesinntheit: ein Sinn für die eigene Herkunft und dafür, was sie einem bedeutet. Damit meine ich weniger, dass beide Autorinnen aus Familien kommen, in denen ein auf Kunst und Literatur ausgerichteter Geist vorherrschte, sondern vor allem die Verwurzelung an einem bestimmten Ort, einem Stück Land namens Heimat.

Nur wenige Menschen haben heutzutage das Glück, wie Hertha Koenig nach vielen Reisen und Erfahrungen als Erwachsene zurückkehren zu können in das Haus ihrer Jugend oder gar am selben Ort zu sterben, an dem sie geboren würden. Viele würden darin auch kein Geschenk des Schicksals sehen, sondern eine wenig erstrebenswerte biographische Klaustrophobie, mangelnde Flexibilität bzw. eine rührend altmodische Anhänglichkeit. Andererseits stehen gerade die Westfalen im Ruf, an der Scholle zu kleben – und da ich selbst Westfälin bin, kann ich das durchaus bestätigen. Ohne Heimat sein heißt leiden, sagte Dostojewski, und ich bin geneigt, ihm recht zu geben – eher als jenen, die leichthin der Meinung sind, man trüge seine Heimat allein in sich.

Aber wie auch immer man es persönlich damit hält: Wer über Heimat nachdenkt, setzt sich in Bezug zur Zeit. Das zeigen schon die drei Motti, die Jenny Erpenbeck ihrem Roman vorangestellt hat. Das von Friedrich Hölderlin möchte ich hier zitieren: „... , versprecht ihr mir, Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich / komme, die Ruhe noch einmal wieder?“

Heimat ist aber nicht nur Landschaft und das Gefühl, seine Wange an die dunkle, warme Rinde eines Baumes zu legen, der schon viel länger da ist als man selbst. Ein Haus, sagt der Architekt, eine der Figuren in Jenny Erpenbecks Roman, ist nach der Haut aus Fleisch und der Haut aus Kleidung die dritte Haut des Menschen, eine Heimstatt, es ist die Schicht, die Geborgenheit verheißt - und so geht es in diesem Buch auch um die Sehnsucht danach, ein Zuhause zu haben – oder darum was es heißt, es zu verlieren. „Heimsuchung“ ist dafür ein in seiner Vieldeutigkeit treffender Titel. Aber Vorsicht: Ein Roman, der über die Geschichte nachdenkt, ist so wenig ein historischer Roman wie einer, der sich über Heimat Gedanken macht, ein Heimatroman ist. Und jetzt verlassen wir Westfalen und begeben uns in einen anderen schönen deutschen Landstrich, die Mark Brandenburg. Der Roman erzählt von einem Grundstück an einem nicht benannten See, der sich als Scharmützelsee identifizieren lässt, und von zwölf Menschen, die im Lauf des Jahrhunderts mit diesem Ort verbunden sind. Eine von ihnen, soviel darf verraten werden, ist die Autorin selbst.

„Bis zum Felsmassiv, das inzwischen nur noch als sanfter Hügel oberhalb des Hauses zu sehen ist, schon sich vor ungefähr vierundzwanzigtausend Jahren das Eis vor.“ So beginnt Jenny Erpenbecks Roman; es sind große Dimensionen, in denen hier gedacht wird. Der Prolog fährt fort, uns die Schaffung jener Landschaft zu schildern: „Der Sand, den das Wasser selbst vom Felsen gerieben hatte, als es noch Eis war, rutschte jetzt hier und da von den Seiten in diesen See und sank auf dessen Grund, so bildeten sich an manchen Stellen unterseeische Berge, an anderen Stellen blieb das Wasser so tief, wie die Rinne ursprünglich war. Eine Zeitlang würde der See jetzt inmitten der märkischen Hügel seinen Spiegel dem Himmel hinhalten, würde glatt daliegen zwischen Eichen, Erlen und Kiefern, die jetzt wieder wuchsen, viel später würde er, wenn es irgendwann Menschen gab, von diesen Menschen sogar einen Namen bekommen: Märkisches Meer, aber eines Tages würde er auch wieder vergehen, denn, wie jeder See, war auch dieser nur etwas Zeitweiliges.“

Es ist ein gewaltiger Zeitrahmen, über dessen Schwelle der Leser den Roman betritt. Man sollte ihn im Folgenden nicht vergessen, setzt er doch all die Ereignisse, die darin erzählt werden, in Relation, Ereignisse, die aus der Perspektive des Einzelnen naturgemäß von enormer Bedeutung sind. Aber, so flüstert uns Jenny Erpenbeck zu, in geologischen Zeitaltern gedacht, war auch das schlimme zwanzigste Jahrhundert nur ein flüchtiger Moment. Für manche liegt darin sogar ein Trost. Und doch ist der Zustand der Welt in jedem Augenblick eine Folge seines Zustands im Augenblick davor und so kann die Kenntnis eines Moments genügen, um die Geschichte des Universums kenntlich zu machen, die abgelaufene wie die zukünftige. Die Fliege im Bernstein legt davon Zeugnis ab – ebenso wie dieser Roman, in dem sich gleichsam die Geschichte Deutschlands im zwanzigsten Jahrhundert spiegelt: Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg, von der Judenverfolgung zum Einmarsch der Roten Armee, von der DDR bis zur Wiedervereinigung. Das mutet enorm an für einen Roman von nicht einmal zweihundert Seiten, aber keine Sorge: Jenny Erpenbeck erzählt, bei aller formalen Strenge, zwanglos, oft werden die Ereignisse nur angedeutet – doch die Wirkung ist dadurch umso stärker.

„Heimsuchung“ spielt – kein gutes Wort, denn dieser Roman spielt nicht – „Heimsuchung“ handelt von einem von Wald und Wiesen umgebenen Grundstück am Ufer des Scharmütelsees und von seinen Menschen. Klara, jüngste Tochter des lokalen Grossbauern, erhält es Anfang des Jahrhunderts als Mitgift, doch wie sich herausstellt, braucht sie diese nicht. Nach dem Tod der Tochter parzelliert der Vater das Grundstück und verkauft das Land: Die Gegend gewinnt als Naherholungsgebiet gerade an Attraktivität. So kommt es, dass ein Architekt aus Berlin mit seiner Frau hierher zieht sowie ein jüdischer Tuchfabrikant aus Guben mit seiner Familie. Es dauert nicht sehr lange, da kann der Architekt Ende der dreißiger Jahren den Grund der nicht-arischen Nachbarn günstig dazuerwerben. Doch auch der Architekt, wie wir später erfahren beteiligt am Germania Projekt des Albert Speer, und seine Frau können nicht auf Dauer bleiben. 1945 macht ein Rotarmist hier Station. Jahre nach dem Krieg lässt sich eine aus dem sowjetischen Exil zurückgekehrte Schriftstellerin, Jenny Erpenbecks Großmutter, im Haus nieder. Und auch die Enkelin findet hier eine Heimat.

Für all diese Menschen ist das Grundstück am See zu einer Zeit ihres Lebens die Konstante, das Verlässliche. Ihre Vorstellungen von Heimat tragen seine Züge, riechen nach dem See, schmecken wie die Himbeeren, die hier wachsen, klingen wie der Wind, der durch die Bäume am Ufer fährt. Aber nur einer darf ein Leben lang bleiben: der Gärtner – kein Faktotum, sondern ein mythologischer Diener. Stumm

sieht er nach den Pflanzen, das Kommen und Gehen der unterschiedlichen Bewohner hinterfragt er so wenig wie den Lauf der Natur, an den er gemahnt. Unterbrochen nur von Einschüben, in denen der Gärtner gleichsam das Beet harkt, bevor neue Saat aufgeht, erzählen die Bewohner ihr Fragment einer viel größeren Geschichte, aus ihrer Sicht, mit den blinden Flecken, die dazugehören. Jenny Erpenbeck lässt sie sprechen, aber sie urteilt nicht, nicht einmal zwischen den Zeilen, die bisweilen Schreckliches berichten, von Vertreibung, Angst und Tod handeln. Empathie ja, Parteinahme nein.

Ein Roman, der das Wesen der Zeit reflektiert, das Große ausschnittsweise im Kleinen spiegelt, kann nicht streng chronologisch erzählt werden. Eher verhält es sich so, wie es einmal über die Frau des Architekten heißt: „Die Zeit scheint ihr zur Verfügung zu stehen wie ein Haus, in dem sie mal dieses, mal jenes Zimmer betreten kann.“ Jenny Erpenbeck betritt alle Zimmer, aber sie tut dies als Gast: dahinter verbirgt sich eine Haltung von großer, doch stets höflich bleibender Anteilnahme, die sich in einer präzisen und zugleich poetischen Sprache ausdrückt: „Erst an diesem Tag, als er zu ihr sagte: Hier könnten wir leben, nicht wahr?, und sie auf dem Rücken lag und die Kiefern vor dem blauen Himmel sich beugen sah – von dem Tag an war ihr klar, dass er nur bei ihr ankommen würde, wenn sie bereit wäre, ihn auf diesem ganz bestimmten Stück Erde, das nicht allzu weit von Berlin entfernt lag, zu erwarten. Und da antwortete die junge Stenotypistin, die am liebsten ihr ganzes Leben lang auf Tournee gewesen wäre, zu ihrer eigenen Überraschung: Ja.“

Die Berliner Schriftstellerin ist eine Spezialistin für Dinge, die verschwinden. In einer Kolumne in der F.A.Z. hat sie ihnen ein Jahr lang mal zärtliche, mal lakonische Nachrufe gewidmet. Naturgemäß ist jemand, dem die Menschen, ihre Behausungen, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Wörter, ihre Besitztümer und ihre Idiosynkrasien am Herzen liegen, auch ein genauer Beobachter all dessen, was bleibt. In „Heimsuchung“ bleibt der Duft von Kampfer und Pfefferminz. Es bleiben die Marder. Boote, denen sich beim Anlegen eine helfende Hand vom Ufer entgegenstreckt. Der See. Eine Heimat. Es bleibt auch, möchte man meinen, das Haus, das gewissermaßen der Protagonist dieses schmalen, gewaltigen Romans ist. Aber die Zeit, dieser Räuber, nimmt am Schluss auch das Haus mit. Da, wo es stand, ist am Ende leerer Raum – aber für die anderen, die früheren Bewohner und alle, deren Leben zeitweilig mit diesem Haus verbunden waren, auch für die Leser dieses Romans, hinterlässt das Haus eine Lücke. Was bleibt, ist Literatur.

Die Frage nach dem Zusammenhang von Zeit - als subjektiver Erfahrung - und Geschichte als diese Erfahrung objektivierende Macht beschäftigt diese Schriftstellerin immer wieder. So erzählte ihr Debüt, die vor neun Jahren erschienene „Geschichte vom alten Kind“, vom Versuch, vor der Zeit zu fliehen anhand einer dreißigjährigen Frau, die sich in ein Kinderheim einliefert. Am Ende wird das Kind krank und beginnt wieder zu altern, da heißt es: „Ihr Schelmenstreich ist gestrandet, ihr Versuch, die Zeit anzuhalten, fehlgeschlagen.“ Jenny Erpenbeck verband schon hier die Zeiterfahrung des Individuums mit der Geschichte, in diesem Fall mit jener der DDR.

Das Bedürfnis danach, die Zeit anzuhalten, ist die Verweigerung oder das Verschweigen von Erinnerung, Impulse, mit denen sich die Schriftstellerin immer wieder auseinandergesetzt hat, sei es in ihren Erzählungen oder in Roman „Wörterbuch“ von 2005, der von der Manipulation eines Gewissens in der Geschichte eines in der argentinischen Militärdiktatur aufgewachsenen Mädchens, dessen

geliebter Vater sich als Stütze des Regimes entpuppt, die Manipulation eines Gewissens schildert.

Doch mit diesem, ihrem dritten Roman, geht sie noch einen Schritt weiter. „Heimsuchung“ macht die Zeit als begehbaren Raum erfahrbar, und den Ort als verdichtete Zeit. Es liegt eine Wehmut in der Sprache, die das Leid, ohne Heimat zu sein, fühlbar macht jenseits des Verlustes, etwa wenn es über den Architekt heißt: „Wann er das letzte Mal hier geschwommen sein wird, weiß er nicht mehr. Auch nicht, ob es im Deutschen eine Zeitform gibt, die das Kunststück fertig bringt, die Vergangenheit zur Zukunft zu erklären. Vielleicht irgendwann Anfang September. Das letzte Mal war damals ja noch kein letztes Mal, deshalb hat er es sich nicht gemerkt. Erst seit gestern ist es das letzte Mal geworden. Als könne die Zeit sich, auch wenn man sie ganz fest in der Hand hält, herumwerfen und zappeln und sich einem, wie sie grad will, verdrehen.“

In der Regel begnügt sich der Roman mit kargen Funktionsbeschreibungen: der Gärtner, der Architekt, die Frau des Architekten, der Tuchfabrikant, das Mädchen, der Rotarmist, die Besucherin, die Unterpächter, der Kinderfreund. Es ist, als schaue in diesen sachlichen Charakterisierungen das Haus selbst auf seine Bewohner, die hier wie auf dem Theater kommen und gehen. Der relativierenden Macht der Historie lässt sich nur die eigene kleine Bestimmung entgegenhalten. Bisweilen aber werden die Namen jener, denen der Roman ein Denkmal setzt, auch genannt. Klara Wurrich, die Tochter des Schulze. Doris, die Nichte des Tuchfabrikanten Ludwig, die von den Nationalsozialisten umgebracht wird. Onkel Ludwig ist da mit seiner Verlobten Anna nach Südafrika ausgewandert. Ludwigs Eltern, Arthur und Hermine, haben sie dort besucht, 1937 war das, und sind wieder zurück nach Guben gefahren, heim. Als sie Ludwigs Grundstück 1939 an den Architekten verkaufen, ist es zu spät für die Ausreise. Der Name der Großmutter von Jenny Erpenbeck, Hedda Zinner, fällt nicht, ebenso wenig wie der des Großvaters Fritz Erpenbeck: die Autorin will keine Familiengeschichte erzählen. „Heimsuchung“ ist eine Reflektion über Vergangenheitsgedächtnis und Zukunftswissen, und darüber, wie beides die Gegenwart bestimmt – etwa als die „unberechtigte Eigenbesitzerin“, von der das letzte Kapitel erzählt, nach der Wende in das leerstehende, von verschiedenen Parteien umkämpfte Haus eindringt und für einige Tage noch einmal dort wohnt. „Das Haus ist jetzt so leer, dass es nicht viel Gewicht haben würde, wenn sie ihm befehlen könnte, sich in die Lüfte zu erheben und fortzuschweben. Das Licht, das durch die bunten Fenster einfällt, würde mit dem Haus reisen, auch der Glanz des nun endlich wieder mit Bohnerwachs geglätteten Bodens und das Knarren der Treppe bei der zweiten, der fünfzehnten und der vorletzten Stufe.“

Jenny Erpenbecks Figuren haben schon immer vieles verschwiegen, während sie sprachen, so auch hier. Die besondere Kunst dieser Autorin liegt darin, den Menschen und Ereignissen ihre Komplexität zu lassen, nicht im Haus den kleinsten gemeinsamen Nenner zu suchen, sondern darauf zu vertrauen, dass sich aus dem Zusammenspiel vieler einzelner Wahrnehmungen so etwas wie eine Wahrheit ergibt, in der die eigene Wahrheit nicht wichtiger ist als die der anderen. Und so zeichnet diesen Roman, neben der Poesie und der Eindringlichkeit seiner Sprache, neben der Klugheit, mit der er das Wesen der Zeit und den Lauf der Natur ergründet, auch eine große Redlichkeit aus. Nicht zuletzt zeigt diese sich in der Ehrlichkeit, die es bisweilen zu einem Befreiungsschlag braucht. „Was willst du, hatte ihr Mann immer gesagt, wenn sie, die nun unberechtigte Eigenbesitzerin, mit ihm über das Grundstück sprach. Du hast deine Zeit dort gehabt. Sie hatte ihrem Mann nicht

erklären können, dass von dem Moment an, als sich abzeichnete, dass sie in diesem Haus nicht alt werden würde, die vergangene Zeit in ihrem Rücken zu wuchern begann, dass da ihre sehr schöne Kindheit ihr, die längst erwachsen war, mit so großer Verspätung noch über den Kopf wuchs und sich als sehr schönes Gefängnis erwies, das sie für immer einschließen würde. Wie mit Schlingen band die Zeit den Ort dort fest, wo er war, band die Erde an sich selbst fest, und band sie an dieser Erde fest.“

Jenny Erpenbeck hat mehr als ein Haus, sie hat die Heimat ihrer Kindheit verloren. Mehr als alle Preise, die sie für ihr Buch verdient hat, wünscht man ihr, dass sie diese Heimat mit diesem Roman nicht nur für uns Leser, sondern auch für sich selbst zurückholen konnte.